



RICHARD WILHELM

EIN BILD SEINER PERSÖNLICHKEIT VON W. F. OTTO

Als das erste Heft dieses 5. Jahrgangs der Sinica erschien, las man an seiner Spitze einen noch im Januar 1930 verfaßten Aufsatz Richard Wilhelms. Wer hätte damals gedacht, daß das nächstfolgende Heft dem trauernden Andenken an ihn und sein für immer abgeschlossenes Wirken gewidmet sein würde! Die Krankheit, deren gefährliche Keime er aus China mitbrachte, hatte schon seit mehr als einem Jahre an seinem Körper gezehrt, und nur selten wurde ihm erlaubt, das Bett zu verlassen. Und doch konnte man noch an seine physische Widerstandskraft, die früher unüberwindlich schien, glauben. Gehörte er doch zu den Geistesstärken, die nicht anders denken können, als daß der äußere Mensch alle die Kraft und Ausdauer besitzt, deren der innere bedarf. Hatte er doch in den langen Monaten seines Krankenlagers, ungeachtet aller Schmerzen und Unbequemlichkeiten, mehr gearbeitet und geschaffen als viele Gelehrte, die im Vollbesitze ihrer Gesundheit sind; und war doch sein Geist so klar und scharf, seine Seele so fest und heiter wie in den vergangenen guten Tagen. Und so glaubte man dem schmal gewordenen Gesichte, das so lebensvoll, so geistreich und so gütig lächelte, daß die Fülle und Farbe der Gesundheit in seine Züge zurückkehren werden, und wartete nur auf den Augenblick, wo sein abgewandtes Leben sich, wie durch ein Wunder, plötzlich dieser Welt wieder zuwenden würde. Aber dieses Leben folgte einem Gesetze, das wir nicht kannten. Am 14. Februar wurde er in das Tropengenesungsheim in Tübingen überführt. Am Nachmittag des 1. März ist er dort, im Alter von nicht ganz 57 Jahren, sanft entschlafen und am Spätnachmittag des 3. März in Bad Boll bei Göppingen begraben worden. Die Sonne sank eben am wolkenlosen Himmel hinab, als das kleine Häufchen der Angehörigen und Freunde um das offene Grab stand — er selbst hatte sich diese stillste Abschiedsfeier so gewünscht — und bald darauf glänzte die neue Mondsichel über dem Grab und seinen zahllosen Kränzen.

So war er denn zur letzten Ruhe an den Ort zurückgekehrt, wo er einst die erste der entscheidenden Begegnungen seines Lebens erfahren hatte, und von wo sein Weg in die Welt ausgegangen war. Dort war er mit dem Pfarrer Christoph Blumhardt, dem im Geiste freien und starken Gottesfreunde, in die lebendigste Berührung und Verbindung gekommen; dort hatte er in einer Tochter Blumhardts die immer verstehende und treue Gefährtin seines Lebens gefunden, und dort waren die Gedanken in ihm gereift, die ihn bald darauf nach China geführt haben. So war denn, wie alles im Dasein dieses Mannes,

auch sein Begräbnis ein Symbol für die Einheit und Geschlossenheit seines Lebens.

Richard Wilhelm wurde am 10. Mai 1873 in Stuttgart geboren als Sohn des ehemaligen Hofglasmalers G. Wilhelm. Den Vater verlor er, als er noch ein Knabe war. So wuchs er in der Gesellschaft von Mutter und Schwester heran und war in seinen Entwicklungsjahren, auch außerhalb des engsten häuslichen Kreises, fast nur von Frauen umgeben. Dies Weibliche des Umkreises mag wohl beigetragen haben zur Bildung eines Charakters, der die männlichste Geistigkeit mit weiblicher Erdennähe und frauenhafter Anmut auf die liebenswerteste Weise verband. So entwickelten sich denn auch seine geistigen Anlagen ganz still und eigenartig. Die Begabung für Musik trat frühzeitig hervor. Ein altes Dämchen unterrichtete ihn im Violinspiel. Sie war Schülerin des berühmten Pariser Virtuosen und Komponisten Alard gewesen und trug dessen Photographie noch im Alter immer in ihrem Violinkasten. Mit den Schulkameraden des humanistischen Gymnasiums in Stuttgart, das er 10 Jahre lang besuchte, hatte er nicht viel Verkehr. Aber mit einigen Auserwählten fand er sich gerne zum Musizieren zusammen und spielte als Primaner das Beethovensche Streichquartett Opus 18 Nr. 1, zwar unvollkommen, aber mit hoher Begeisterung und echtem Verständnis.

Was ihn in diesen Jahren beschäftigt hat, das ließ sein erstes Auftreten als Tübinger Student (1891) deutlich genug erkennen. Für Poesie, Musik und bildende Kunst besaß er feinen Sinn und wußte erstaunlich viel von ihrer Geschichte. Das große Reich des Geistes, das sich im Studium der Philosophie öffnete, zog ihn mächtig an. So wirkte er schon mit 18 und 19 Jahren als ein Gebildeter. Das Wichtigste aber war, daß er sich für das Studium der Theologie entschieden hatte. Das bedeutete bei ihm nicht weniger als die Zuwendung des Ganzen seiner Erkenntnis- und Empfindungskräfte zum Unvergänglichen und Ewigen. Die Studienordnung des Tübinger theologischen Stiftes brachte es mit sich, daß die ersten Semester des jungen Theologen dem Eindringen in die Philosophie gehören sollten. Erst nach einer ernstlichen Beschäftigung mit den großen Denksystemen durfte er an die Exegese der kanonischen Schriften, an die Kirchengeschichte, an die Dogmatik herantreten. Und Wilhelm erwarb sich rasch den Ruf des besten Kopfes.

Nach welchen Ideen aber sein Geist vornehmlich gerichtet war, lehrt seine Verehrung für Hölderlin. Die stille, vornehme, göttliche Welt dieses Großen zog schon den Zwanzigjährigen mit schwärmerischer Liebe an. Aus seinen Gesängen tönte ihm die Gewißheit himmlischen Seins und göttlicher Gegenwart im vergänglichen Irdischen zauberhaft entgegen und bereitete ihn auf jene Weite des

Frommseins vor, die ihm später mit vollem Bewußtsein aufgehen sollte. Und doch hat er, wenn er sich selbst auch nicht klar darüber gewesen ist, dem anderen Großen, den er verehrte, näher gestanden, nämlich Goethe. Es ist nötig, das zu verstehen, wenn man begreifen will, was die Weisheit der Chinesen einmal für ihn bedeuten mußte. Schon als junger Student war Wilhelm ein genauer Kenner der Goetheschen Schriften, und noch in späten Jahren ist es für ihn beinahe Herzenssache gewesen, von der inneren Verwandtschaft Goethescher und chinesischer Grundgedanken zu zeugen. Es ist der Goethe, der in den Gedichten von „Gott und Welt“ zu uns spricht. In seinen „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten“ findet sich eine Strophe, die Wilhelm besonders lieb geworden ist, und die er nach seiner Rückkehr aus China gerne als Ausdruck der Einheit östlichen und westlichen Denkens anführte:

Mich ängstigt das Verfängliche
 Im widrigen Geschwätz!
 Wo nichts verharret, alles flieht,
 Wo schon verschwunden, was man sieht;
 Und mich umfängt das bängliche,
 Das graugestrickte Netz. —
 „Getrost! Das Unvergängliche,
 Es ist das ewige Gesetz,
 Wonach die Ros' und Lilie blüht.“

Damit greifen wir schon voraus. Aber bei dem Manne, der schon in jungen Jahren war, was er in alten geworden ist, bedeutet es kein unberechtigtes Vorwegnehmen. Was an diesem jungen Theologen am meisten erstaunte, das war die Freiheit und Ruhe des Geistes und des ganzen Seins. Er nahm an allem teil, er liebte, er schwärmte — und doch war es unverkennbar, daß er zu allen Dingen anders stand als seine Freunde. Sein stiller, heiterer Blick zeugte von einer Gelöstheit, die imstande war, mehr anzuerkennen, weil sie weniger für sich haben wollte. Der jugendliche Überschwang, mit dem auch er die Welt umfaßte, hatte nur eine scheinbare Ähnlichkeit mit dem faustischen Drange, der in Wahrheit den einsamen Geist ins Unendliche treibt, den ruhelosen ins Grenzenlose. Wer fähig gewesen wäre, tiefer zu blicken, hätte schon damals in ihm die Liebe zum Seienden, in dem das Göttliche allgegenwärtig ist, erkennen können, eine Liebe, die zu gleicher Zeit Einsicht war. Er ahnte wohl ein ewiges Gesetz alles Seins und Wachsens, eine sinnvolle und zugleich heilige Ordnung der Dinge und des Geschehens; und es ist kein Zweifel, daß Spinoza, den er damals kennenlernte, und seine Lehre von der geistigen Liebe zu Gott, der

Liebe, mit der Gott sich selbst liebt, einen großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Zwar scheint er in späteren Jahren selten von ihm gesprochen zu haben, aber es ist gewiß, daß sein eigenes Wesen und Sein keinem der Großen des alten Europa so nahe verwandt war wie Spinoza. Hat nicht auch er in der *Laetitia*, der Freude, die vollkommene, dem Lebendigsten und dem Ewigen zugewandte Stimmung der Seele erkannt und diese Überzeugung durch sein ganzes Leben bestätigt? So erschließt sich uns das Verständnis für seine Frühzeit erst recht durch die Gestalt seiner Reife.

Erkrankte in seinen ersten Studentenjahren an einem Lungenleiden, das bald völlig heilte, ihn aber damals zu einer gewissen Zurückgezogenheit zwang. Aber je mehr er sich von den lärmenden Vergnügungen fernhalten mußte, um so enger und lebendiger wurde seine Verbindung mit einem kleinen Kreise echter Freunde. Man las gemeinsam Shakespearesche Dramen und sprach sich mit Begeisterung Hölderlins Verse vor. Auch für bildende Kunst zeigte Wilhelm eine in seinem Alter seltene Kennerschaft und Begabung, und manches feine Urteil wanderte von Mund zu Mund. Am häufigsten aber führte die Musik die Freunde zusammen. Es war ein großes Ereignis für sie, als im Jahre 1894 Hugo Wolf in Tübingen erschien und die schönsten seiner Lieder selbst am Flügel begleitete. Der Musikprofessor Kaufmann hatte in einer Zeitschrift mit begeistertem Lob von seinen Kompositionen gesprochen, und der Einsame, von der Welt Unbeachtete und mit ihr Zerfallene hatte sich in der Freude des Verstandenseins unmittelbar darauf persönlich bei ihm eingestellt. Das waren Festtage, deren Jubel und Zukunftsgewißheit die Freunde noch enger zusammenschlossen.

Nicht lange danach bestand Wilhelm das theologische Examen und trat bald darauf eine Vikarstelle bei dem Pfarrer Christoph Blumhardt in Bad Boll an. Sein Schicksal hatte ihm einen seltenen Mann zum ersten Leiter in der christlichen Seelsorge gesetzt, einen Prediger, auf den die Suchenden und Bedürftigen mit grenzenloser Verehrung blickten, während die Kirche ihn argwöhnisch betrachtete; sie hat ihn denn auch später ausgestoßen. Seinem starken Geist und lebendigen Glauben war es erlaubt, unbesorgt um alle Festsetzungen und Unterscheidungen nur der unmittelbaren Verbindung mit dem Höchsten zu dienen. Es ist von der größten Bedeutung, daß diese christliche Frömmigkeit es war, die in Wilhelm den Gedanken erweckte, als Missionar zu den Chinesen zu gehen. Wenn er also schon bei seinem Eintreffen in China, wie er selbst erzählt, die „grundlegende Bemerkung“ machte, daß „es gar keine Heiden an sich gibt; denn ein Heide ist nur etwas, wofür man einen anders gearteten Menschen hält, damit man ihn entweder bekehren oder zur Hölle verdammen

kann“ — so muß man glauben, daß er seine Mission nicht mit dem Gedanken angetreten hat, Umnachtete und Verdorbene für die alleinige Wahrheit zu gewinnen. Er hat es voraus gewußt, daß er einer achtungsgebietenden geistigen Kultur begegnen werde, und wenn er als Christ mit der Zuversicht hinausging, eine kostbare Botschaft in die Ferne zu tragen, so darf man gewiß sein, daß ihn schon damals die unbestimmte Vorstellung einer geistigen Annäherung zwischen dem Westen und dem Osten leitete. Und doch hat er nicht geahnt, von welcher Bedeutung das sein würde, was ihm in China zu finden bestimmt war.

Im Jahr 1899 erhielt er als Stadtvikar in Backnang die Berufung zum Missionar und Pfarrer für Kiautschou. Er konnte noch kein Wort Chinesisch, als er in dem kleinen ärmlichen Fischerdorf Tsingtau eintraf. In der „Seele Chinas“ erzählt er anschaulich von seinen ersten Tagen auf chinesischem Boden, und wir erleben es mit ihm, wie er gleich anfangs in einen Gegensatz zu den Europäern trat, deren unmenschliches Mißverstehen des anderen Seins und Denkens ihn tief befremdete. Die unglücklichen Folgen, die der Boxerkrieg 1900 für die chinesische Bevölkerung hatte, rief ihn allein zum Werk der Menschlichkeit auf, und während seine Landsleute in den Notleidenden nur Fremde und Feinde sahen, trat er ihnen als Helfer entgegen und schützte sie vor der dankenlosen Härte und Gleichgültigkeit der Europäer. Mit solchem Tun erwarb er sich als christlich Handelnder in kurzem mehr Sympathien, als viele andere mit dem Eifer ihrer Verkündigung.

Seine Achtung vor der chinesischen Kultur bewies schon die ungewöhnliche Organisation der deutsch-chinesischen Schule, die er in Tsingtau eröffnete; denn sie verlangte von den chinesischen Zöglingen, die hier im Deutschen unterrichtet wurden, die gründlichste Beschäftigung mit den chinesischen Bildungsgütern. Durch diese Schule kam Wilhelm auch mit einheimischen Gelehrten in lebendige Berührung, und durch ihre freundschaftliche Hilfe gelang es ihm, der als Ankömmling erst die Anfangsgründe der chinesischen Sprache hatte lernen müssen, so tief in das Schrifttum und die geistige Welt der Chinesen einzudringen, daß er nach etwa zehnjährigem Studium mit dem großen Vermittlungswerke beginnen konnte, dessen Bedeutung an anderer Stelle gewürdigt werden soll. Der Eindruck, den er als Lernender empfangen hatte, war so überwältigend gewesen, daß er, der als Kündler europäischer Lehren hinübergekommen war, nicht ruhen konnte, bis er sich das Vermögen zutrauen durfte, den ganzen Reichtum chinesischen Denkens vor dem Westen auszubreiten. Dafür ist der Seelsorger zum Gelehrten geworden.

Viele haben gemeint, er sei in China ein anderer geworden, und der oberflächliche Betrachter mochte wirklich diesen Eindruck bekommen. Nach seiner

endgültigen Rückkehr in die Heimat konnte er bisweilen fast als Chinese erscheinen, und er selbst erzählte gerne, daß man ihn dort in Gesinnung und Ausdruck chinesischer gefunden habe als manchen Eingeborenen. So glaubte man, er müsse in China eine völlige Wandlung erlebt haben, seinen europäischen Anschauungen und seinem Christentum untreu geworden sein. Diejenigen, die Zeugen seines Wirkens in China gewesen sind, wissen, daß dem nicht so ist; und diejenigen, die etwas von Wilhelms Wesensart geahnt haben, wissen, daß dem nicht so sein konnte. Zu dieser Wesensart gehörte eben das, daß alle scheinbare Wandlung nur eine erneute Annäherung an das von Anfang an vorgezeichnete Ziel war. Seine geistige Natur trug das Gesetz in sich, das sich von Periode zu Periode deutlicher an ihm ausprägen mußte. Solche Menschen sind es, die im höheren Sinne Glück haben. Nicht bloß daß ihnen, wie es in der Bibel von denen, die Gott lieben, heißt, alle Dinge zum Besten dienen müssen; sie müssen auch all dem Großen begegnen, das ihnen zur Erfüllung ihrer Lebensaufgabe förderlich ist. Und die Anwendung jenes Bibelspruches auf ihn ist kein bloßes Spiel; denn wie von Spinoza, so kann man auch von ihm sagen, daß der Amor Dei das Gesetz seines Wesens war, jener große Amor Dei, für dessen Weite die Grenzen jedes dogmatischen Bekenntnisses zu eng werden mußten.

Wer Richard Wilhelm wirklich gekannt hatte, fand nach seiner Rückkehr denselben Menschen wieder, nur geweitet, gereift und durch die Erfüllung des einst Geahnten verklärt. Er war dazu geboren, über die Besonderungen von Volkstum und Nation hinauszuwachsen ins Menschliche. Es ist schon viel, ein Europäer sein zu können; aber nur Seltenen ist es bestimmt, die Idee des Menschlichen zu verwirklichen. Zuweilen scheint ein Vielerfahrener dieses Ziel erreicht zu haben durch Beweglichkeit, Anpassung und eine letzte Skepsis den Entscheidungen gegenüber, deren Ernst die Menschenarten voneinander trennt. Hier aber war ein lebendiger Geist den Wesensgründen der eigenen Menschenart so nahe gekommen, daß die Scheidewände zwischen ihr und der fremden fallen mußten. Das widerfährt nur den ruhigen und gesammelten Naturen — denn im Grunde alles Seins ist Festigkeit und Ruhe — und nur denen, die zur Reife und Vollendung berufen sind.

Es war schicksalmäßig, daß Richard Wilhelm jene gewaltige Wirkung chinesischer Weisheit an sich erfuhr; aber er lernte nur kennen, was ihm gemäß war und wonach sein geistiges Leben, ohne es zu wissen, verlangt hatte. Dem Glauben an die Welt, an die heilige Einheit von Himmel und Erde, die von menschlichem Eigensinn und Besserwissenwollen, zum Schaden des Glückes und der Vollkommenheit, nur gestört werden können, diesem Vertrauen auf das Gute des unentweihten Natur- und Weltgeheimnisses und auf die Seligkeit

des Nichtwiderstrebenden stand er schon vor seiner Begegnung mit China näher als dem griechischen Mythos Hölderlins, den er doch so dankbar verehrte. Was ihn im besonderen von der Ausprägung des griechischen Denkens entfernte und dem chinesischen näherte, war seine eigene Verwandtschaft mit der Tiefe des Elementaren, mag man sie erdhafte, astral oder magisch nennen. Er war dem Sinn des Geschehens und seiner Zusammenhänge, den Bedeutungen von Ort und Zeit, Stein, Blume und Stern näher als die meisten Menschen; und keinem zweiten Europäer hat sich das Geheimwissen des ältesten China bis zur Genialität der Prophetie des Hier und Jetzt erschlossen.

Und bei alledem war und blieb er Europäer und ein durchaus moderner Mensch, der alles Junge liebte und seine Hoffnungen darauf setzte. Nichts war ihm fremder und mehr zuwider als das künstliche und gefallsüchtige Spielen mit exotischer Art und vergangenen Formen. Und eben in dieser unbedingten Gegenwärtigkeit war er der lebendigste Zeuge für die Ewigkeit tausendjähriger Größe und Weisheit.

Wie in der platonischen Geisteswelt über allem Seienden und noch über der Erkenntnis und Wahrheit die Idee des Guten steht, so gab es auch für Wilhelm kein Verstehen, das nicht Verstehen und Förderung des Lebens ist. Welch eine Erscheinung in einer Zeit, die aus der Erkenntnis ein zersplittertes Fachwissen gemacht und die Forschung des Gelehrten von seinem Leben ganz abgerissen hat! Hier stand ein echter Gelehrter vor uns, ein unermüdlich Forschender und Schaffender, der auch den Ungelehrten zur Verehrung zwang, weil er von der Wirklichkeit so viel mehr wußte als die Erfahrensten. Das machte die Wirkung aller seiner Reden so zauberhaft, weil die Zuhörenden, wovon er auch immer mit seiner ruhigen Stimme sprechen mochte, die beherrschende Gegenwart eines höheren und reineren Geistes spürten.

Was er als aktiver Mensch zum Wohl aller Hilfsbedürftigen zu tun vermochte, das hat er namentlich während des Weltkrieges in der schweren Zeit Tsingtaus gezeigt. Da war er es, der alle aufrecht erhielt. Die Frische und der Mut, der Glaube und die Liebe des einen Mannes reichten hin, um eine ganze Kolonie in erhobene Stimmung zu versetzen. Seine Erfindsamkeit und Kraft schienen unerschöpflich zu sein in der Gründung von Gemeinschaften, in der Einrichtung von Vorträgen und Kursen, in der Erteilung von Unterricht, in Predigt und Seelsorge, wie in der Ermunterung zu Fröhlichkeit und Spiel. Unter den vielen, die das miterleben durften, wird keiner sein, der nicht bis an sein Ende mit Verehrung und Dank an ihn gedächte.

Im Jahre 1922 wurde Wilhelm zum wissenschaftlichen Beirat an der Gesandtschaft in Peking berufen. Das Jahr darauf erhielt er eine Professur an der

Pekinger Reichsuniversität. Schon geraume Zeit vorher hatte die Heimat ihn mit dem theologischen Doktorgrad geehrt. Außer den zahlreichen Schriften, durch die er schon berühmt geworden war, riefen jetzt die Vorträge, die er in Deutschland an vielen Orten veranstaltete, den lebhaften Wunsch hervor, ihm in dem Lande seiner Geburt eine Stätte dauernder Wirksamkeit zu schaffen. So erteilte ihm denn im Jahre 1924 die philosophische Fakultät der Universität Frankfurt außer dem philosophischen Ehrendoktor einen Lehrauftrag, und kurz darauf trat er als ordentlicher Honorarprofessor in ihren Lehrkörper ein. Im Jahr 1927 konnte diese Honorarprofessur auf Grund einer Stiftung in ein Ordinariat für Sinologie verwandelt werden. Unmittelbar nach seinem Einzug in Frankfurt gründete Wilhelm das China-Institut, das erste und heute noch einzige in Deutschland, und gab ihm die Aufgabe, eine lebendige Verbindung zwischen den Kulturen des Ostens und des Westens herzustellen und für die in Deutschland studierenden Chinesen einen Mittelpunkt zu bilden. Was er in der Verfolgung dieses Zieles als Leiter des Institutes während der vier Jahre bis zum Ausbruch seiner Krankheit und noch als Schwerkranker zu leisten vermochte, dafür zeugen die vielen Veranstaltungen, Vorträge und Veröffentlichungen, die alle von seinem Geiste und von seiner Kraft getragen waren. Und in derselben Zeit entfaltete er nicht bloß eine staunenerregende schriftstellerische Produktivität, hielt Vortrag auf Vortrag vor der begeisterten Zuhörerschaft zahlloser deutscher Städte, sondern besaß noch Jugendfrische und Genußfähigkeit genug, um zu allem Lebendigen und Glänzenden ja zu sagen.

Wie bestrickend war er in der Unterhaltung im kleinen und im großen Kreise, geistreich und witzig, lachend bis zu kindlicher Ausgelassenheit, für alle und jeden gütig und verständnisvoll, oft mitten im Scherz durch ein bedeutungsvolles Wort zum Nachdenken stimmend, und gleich darauf wieder ganz unbefangen und heiter. Er war der Ausdauerndste in der Fröhlichkeit und im Genießen des Guten, und zugleich der Erste und Eifrigste am Werk des Tages. Und bei alledem lag auf seiner Stirne jener Schimmer des Fernen, der schon den Jüngling über seine Altersgenossen und Freunde erhoben hatte. So haben wir ihn in seinen letzten gesunden Tagen gekannt: immer gegenwärtig und immer jenseitig zugleich.

In den letzten Monaten seiner Krankheit, als alle noch hofften, sagte er einmal zu mir, daß er sich zu einer großen Wandlung vorbereite. Jetzt ist kein Zweifel mehr, daß er, ohne es zu wissen, von der großen Wandlung sprach, die wir den Tod nennen. Trauernde Freunde sagen, er sei vor seiner Vollendung abgerufen worden, ehe er noch sein Werk ganz erfüllen konnte. Wer zweifelt, daß

er uns noch viel geschenkt hätte, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, ihn länger zu behalten? Aber er war vollendet. Er hatte sein Gesetz erfüllt, die Gestalt seiner Größe gefunden, sein irdisches Werk zum Ende geführt. Wie alles in und an ihm sinnvoll war, so muß es auch sein Tod gewesen sein. Ohne Ungeduld und Klage ist er ferner und ferner gerückt worden. Es ist, als ob er selbst sich abgewandt hätte, nachdem sein Dasein und seine Aufgabe bei uns erfüllt waren. Als er schon nicht mehr sprechen konnte, hat er noch freundlich gelächelt und gütig genickt, und bald darauf still den Kopf geschüttelt. So ist der Nichtwiderstrebende, der Weise, der Freund von uns gegangen.

RICHARD WILHELMS WISSENSCHAFTLICHE ARBEIT

VON WILHELM SCHÜLER

Es gibt viele Gelehrte, deren Lebensarbeit sich in ihrer gelehrten Arbeit erschöpft, die selbst nach nichts anderem beurteilt werden möchten als nach ihren Büchern. Richard Wilhelm gehörte nicht in diese Gruppe. Die Studierstube war nur eine Provinz unter den vielen, die in seiner reichen Persönlichkeit vereinigt waren. Ihn drängte es immer zu lebendigem Wirken von Mensch zu Mensch. Er ging nach China, um die persönlichsten, innerlichsten Impulse, die er selbst in seinem bisherigen Leben empfangen, in dem großen Massenvolk des Fernen Ostens weiter wirken zu lassen, und war, je mehr er dann dort Wurzeln faßte, beseelt von dem Verlangen, die Welt Chinas, die Eigenart seiner geistigen Schöpfung, des dort gewachsenen und durch die Jahrhunderte bewahrten Lebensstypus dem Westen nahezubringen und in Verknüpfung damit ein Verständnis für die gewaltige Krisis zu erwecken, in die China heute auf allen Gebieten hineingestürzt ist, und es zu schützen vor Beurteilungen und Angriffen, die der Ungeduld und Ungerechtigkeit entspringen.

Aus dem Grundcharakter seiner Persönlichkeit, seines Lebenswerkes heraus ist es verständlich, daß Richard Wilhelm erst verhältnismäßig spät zu produktiver wissenschaftlicher Arbeit gekommen ist. Er hatte es sich nicht zum Beruf gesetzt, Gelehrter zu werden. Aber sein Eindringen in das chinesische Wesen, das von Anfang an zugleich ein Eindringen in die chinesische Sprache und Schrift war, brachte es bei seiner hohen allgemeinen Begabung von selbst mit sich, daß die in ihm sich ansammelnden Kenntnisse zu gegebener Zeit sich entladen mußten. Als er dann erst einmal auf diese Bahn gekommen war, zeigte es sich bald, wie gut er auch dieses wissenschaftliche Instrument zu handhaben verstand. Die Arbeit in der Studierstube wurde ihm nun selbst lieb und gewann für sein eignes Leben immer größere Bedeutung, wie er andererseits der